

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

29 (13.4.1851)

Die Binde auf dem Kirchhofe zu Dödenburg.

(Fortsetzung.)

Die arme Maria war in der peinlichsten Lage, das unumwundene Liebesgelandniß Anton's und seine wie es schien wohlgemeinte Werbung um sie, erfüllten sie mit Bedauern, da sie diese Liebe nie erwidern konnte. Um nun dem jungen Manne mit der Erklärung, daß sie keine Reizung zu ihm fühle, nicht wehe zu thun, und um ihn durch Hindeutung auf die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen auf andere Gedanken zu bringen, antwortete sie ausweichend:

„Euer heißes Blut, Herr Fluchheil, reißt Euch hin, und Ihr seht in dem Feuer Eurer Leidenschaft nicht die Hindernisse, die sich Eurer Liebe entgegenstellen. Denkt doch einmal an Eure Eltern, glaubt Ihr wohl, daß diese es Euch je erlauben würden, mich zu Eurem Weibe zu machen?“

Der leichtsinnige, verdorbene Jüngling glaubte in diesen Worten, die nur von einem edlen, zarten Gefühl, das unnöthigerweise nicht verletzen mochte, Zeugniß gaben, ein Entgegenkommen, ein Eingehen auf seine Wünsche zu erkennen, und in dem Wahne, daß sein Spiel schon gewonnen sei, näherte er sich der Jungfrau und sprach mit schmeichelnder, scheinbar freudig bewegter Stimme:

„O, wie dankbar, meine holde Maria, bin ich Dir für die milden Worte, die mir wenigstens nicht alle Hoffnung rauben!“

„Was meint Ihr damit — Ihr mißverstehet mich!“ rief Maria, die es schon bereute, Worte gesprochen zu haben, die zu einer solchen Auslegung Veranlassung gaben.

„O, nicht doch!“ erwiderte Anton, der seine wahren Absichten jetzt aussprechen zu dürfen glaubte; „Du fürchtest, daß meine Eltern wohl mancherlei Einwendungen machen möchten, und da könntest Du freilich Recht haben. Aber lassen wir diese, sie brauchen ja nichts von unserm Bunde zu wissen, und warten wir ab, was die Zeit bringen wird. Einstweilen aber wollen wir uns der Gegenwart freuen und die Rosen verborgener Liebe pflücken.“

Wenn Maria über die unedlen Absichten Anton's noch Zweifel gehegt, so reicheten diese leichtfertigen Worte vollkommen hin, sie zu zerstreuen, und mit Würde und Stolz antwortete sie: „Ich will nicht Euer geheimes Liebchen seyn, Herr Fluchheil, ebensowenig wie ich selbst ehrenhaften Anträgen von Eurer Seite hätte Gehör geben können. Doch lassen wir das; es ist mir lieb, daß Eure Worte mir die Gedanken Eurer Seele verrathen haben, und so bitte ich Euch nur noch, sogleich dies Zimmer zu verlassen.“

Anton war überrascht und bedauerte im Stillen zu vorsehn, daß seine Absichten verrathen zu haben; zugleich aber erbitterte ihn der stolze, gebieterische Ton Mariens, und wohl einsehend, daß es jetzt unmöglich sei einzulenken, ließ er alle Berstellung fallen, und rief mit bitterem unedlen Hohne: „Oho, mein Dirnchen, Du sollst hübsch bedenken, wer vor Dir steht! Es ist der Sohn Deines Brodherrn, der eine solche Sprache, die vielleicht einer Freifrau zustehen möchte, nicht von einer Magd hören mag.“

„Diese Sprache,“ rief Maria jetzt mit vor Zorn gerötheten Wangen — „steht jedem ehrlichen Mädchen frei, und wenn Euer Vater mein Brodherr ist, so verdiene ich das Brod, was

ich in seinem Hause esse. Euch aber steht es nicht zu, mich zu beleidigen mit ehrlosen Anträgen, und wenn Ihr Euch jetzt nicht Augenblicks entfernt, so öffne ich das Fenster und schreie um Hülfe!“

Anton, der ein Aufsehen und die höhrenden Reden seiner Freunde fürchtete, wenn es bekannt werden sollte, daß eine Magd seine Bewerbungen mit Schimpf zurückgewiesen, bezwang den Zorn, der mächtig in ihm aufloderte, und sich zur Thür wendend, sprach er mit verhaltener Wuth: „Nun, ich gehe, aber ich denke, Du sollst es noch bereuen, in dieser Weise mit Anton Fluchheil geredet zu haben.“ Damit warf er die Thüre hinter sich zu, daß es dröhnte, Maria aber, von diesem Vorfalle auf's Höchste angegriffen, sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Das arme Mädchen sah jetzt die Nothwendigkeit ein, ihren Geliebten von Allem in Kenntniß zu setzen, so wie auch, daß ihr fernerer Aufenthalt in Fluchheils Hause zur Unmöglichkeit geworden sei. Von dem rachsüchtigen Anton war das Schlimmste zu erwarten, denn wer wußte, wie weit seine Bosheit gehen, und welche Mittel und Wege er einschlagen konnte, um sein Ziel, an Marien Rache zu üben, zu erreichen.

Während sie nun darüber nachdachte, wie eine geheime Zusammenkunft mit Wilhelm Wallmann zu bewerkstelligen sei, überlegte sie zugleich, ob sie Anton's Eltern Alles vertrauen sollte, was sie zu dem Entschlusse bewogen, deren Haus zu verlassen, den sie denselben, sobald sie mit Wilhelm Rücksprache genommen, mittheilen wollte. Nach längerem Nachdenken kam sie jedoch zu der Ueberzeugung, daß dies nicht wohlgethan seyn würde, weil einestheils Anton dann nur um so erbitterter auf sie werden mußte, und weil andertheils die Sache dann leicht an die große Glocke kommen und sie der Gegenstand der Stadtklatschereien werden konnte. Sie nahm sich daher vor, sich einer alten Muhme, die auch schon ihr Liebesverhältniß kannte, zu vertrauen, und diese zu bitten, ihr ein Unterkommen in ihrer Wohnung zu gewähren, wo sie dann den Haushalt der alten kränklichen Frau zu führen und durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu gewinnen gedachte. Diese konnte dann auch ein Briefchen an Wilhelm besorgen, das ihn zu der jetzt nothwendig gewordenen Zusammenkunft einladen sollte.

Maria war, nachdem sie dieses bei sich beschlossen hatte, wieder ruhiger geworden, und ein frommes Nachtgebet sprechend, legte sie sich zu Bette. Aber kein freundlicher Engel bewachte ihren Schlummer; bange Träume und Schreckgestalten ängstigten ihre Seele. Sie sah sich als Braut in einem schneeweißen Kleide, das seltsamer Weise mit weißen Rosen geschmückt war, und unter den Hochzeitsgästen, die sie ernst und schweigend umringten, gewahrte sie den bösen Anton, der mit grinzendem Lächeln sich ihr näherte, um ihr eine häßliche Schnur, die von Hans gedreht schien, als Hochzeitsgeschenk um den Hals zu legen. Die Schnur lastete schwer auf ihrem Nacken, es war ihr, als sollte ihr der Athem vergehen, und in demselben Augenblicke gewahrte sie mit Entsetzen einen armen Sünder, der am Galgen hing, und dessen Kleider vom Winde hin und her geschleudert wurden. Dann aber schwanden die Schreckbilder und sie erblickte einen Engel mit schönem, aber ernstem und traurigem Antlitz. Dieser breitete seine Flügel über sie aus und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirn. Von dem Augenblicke an bewegte nichts mehr ihre Seele und sie schlief ruhig bis zum Morgen. — Ge-

wohnter Weise ging sie dann ihren Geschäften nach; die Traumgestichte der Nacht, auf welche sie sich nur unvollkommen besinnen konnte, beunruhigten sie nicht mehr, und ihrem gestern gefaßten Entschlusse gemäß benutzte sie die erste freie Stunde dazu, ihre Ruhme aufzusuchen, welche, nachdem Maria ihr Alles mitgetheilt hatte, gern auf die Bitte derselben einging, sie mit Freuden in ihre Wohnung aufzunehmen versprach und das Briefchen an Wilhelm, das ihn auf den Abend unter die dunkle Vorhalle des alten Rathhauses bestellte, sorgfältig in ihren Koffer legte, um ihn noch desselben Tages zur passenden Stunde zu bestellen.

Ueber den guten Erfolg dieses ersten Schrittes hoch erfreut, ging Maria nach dem Hause ihrer Herrschaft zurück. In der Thüre desselben begegnete ihr Anton, der sie verwundert ansah, da er sich nicht erklären konnte, was Maria schon früh Morgens ausser dem Hause zu schaffen gehabt. Sein böses Gewissen ließ ihn indessen ahnen, daß dieser Morgenbesuch, den Maria gemacht, wohl eine Folge seiner gestrigen Unverschämtheit sei, und mit spöttischem Tone fragte er im Vorübergehen, ob sie vielleicht schon ihren Beichtvater aufgesucht, um sich von der Sünde ihrer gestrigen Unterredung mit ihm freisprechen zu lassen.

Maria aber würdigte den Glenden weder eines Blickes noch einer Antwort, sondern ging mit einer gewissen stolzen Verachtung an ihm vorbei. Anton aber ballte hinter ihr die Faust, und in seinem Innern schwur er der hochmüthigen Bettelbirne, wie er sie nannte, nochmals die grimmigste Rache.

Noch nie war der guten Maria der Tag so lang geworden, wie heute, ebgleich sie vollauf zu schaffen und zu ordnen hatte, denn der große, reiche Haushalt ihrer Herrschaft wurde fast allein von ihr geführt und geleitet. Endlich aber dämmerte der Abend, und nachdem sie alles Nöthige angeordnet, die ihrer Obhut anvertrauten Schränke, Koffer und Kisten sorgsam verschlossen hatte, erbat sie sich von der Hausfrau die Erlaubniß, eine Freundin besuchen zu dürfen, die ihr auch bereitwillig ertheilt wurde.

Maria ging nun auf ihr Stübchen, und nachdem sie ihre langen blonden Flechten turbanartig um den Kopf geschlagen und ein dunkles Tuch angelegt hatte, damit sie nicht erkannt werden möge, verließ sie mit klopfendem Herzen das Haus, um sich nach dem Orte der Zusammenkunft, dem Rathhause, zu begeben, wo Wilhelm Ballmann wohl schon ihrer wartete.

Das alte Rathhaus stand an der Stelle des jezigen; das Haus des Adam Fluchbeil aber war an der Ecke der Gaststraße gelegen, es war somit kein weiter Weg, den Maria zurückzulegen hatte, aber dennoch huschte sie ängstlich an den Häusern hin, denn es kam ihr fast vor, als wandelte sie auf verbottenen Wegen, und eine geheime abendliche Zusammenkunft mit ihrem Geliebten auf offener Straße, so brav und gut der Zweck derselben auch war, erschien dem ehrbaren, züchtigen Sinne Mariens doch strafwürdig, und sie nahm sich vor, dies Vergehen dem lieben Gott abzubitten, sobald sie wieder in ihrem Kämmerlein sich befinden werde. Mittlerweile aber war sie in die Nähe des Rathhauses gekommen, und zu ihrem Schrecken gewahrte sie unter der Vorhalle desselben zwei männliche Gestalten, von welchen die eine auf- und niederwandelte, die andere unbeweglich am Eingange der Vorhalle stand. Welcher von diesen Männern war Wilhelm, und wer war und was wollte der andere? Mariens Herz klopfte hörbar; sie fürchtete sich näher zu treten, denn wie leicht konnte sie sich an den Unrechten wenden, der sie ja möglicherweise kennen und in's Gerede der Leute bringen konnte. Während sie so einige Augenblicke unschlüssig an der Ecke der Kirchenstraße stand, und so wie Jemand vorüberging, ihr Gesicht gegen die Mauer der Nicolai-Kirche wendete, trat die eine Gestalt, die sie bemerkt zu haben schien, etwas näher, und Maria, die nun glaubte, daß es Wilhelm sei, verließ gleich ihren Platz, um ihm entgegen zu gehen. Nur noch einige Schritte von dem Ankommenden entfernt,

glaubte sie vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, denn in der Person, die ihr entgegen kam, erkannte sie — Anton Fluchbeil. Ihre ganze Kraft zusammennehmend, wandte sie sich nun schnell seitwärts, und ging geradewegs auf dem unter der Vorhalle auf- und niedergehenden Manne zu, der auch wirklich Wilhelm Ballmann war und ihr zum Willkommen freudig die Hand bot, denn eine Umarmung erlaubten sich die Liebenden zu damaliger Zeit nur selten, und sicher nicht eher, als bis sie einmal von der Kanzel herunter als Brautleute bezeichnet waren.

„Komm', komm'!“ rief Maria, sich ängstlich an ihren Geliebten schmiegend, „laß uns weiter gehen, wir werden beobachtet.“

Sie zog bei diesen Worten den jungen Mann, der ihre Ungewissheit zwar nicht theilte, ihr aber willig folgte, mit sich fort, die Richtung nach dem Everstenthore nehmend. Maria schaute darauf zurück, um zu sehen, wo Anton bleiben möchte. Dieser aber war nicht mehr zu erblicken und die Liebenden gingen nun still und eilig die Häuserreihe entlang, die zum Thore führte, um durch die dunkle Wölbung desselben ins Freie zu kommen, wo sie der Gefahr, bemerkt zu werden, weniger ausgesetzt waren.

Anton Fluchbeil, der an demselben Orte, den Maria sich ausersuchen, ein Stellbichlein mit einem leichtgläubigen Bürgermädchen, das seinen trügerischen Versprechungen nur zu willig Glauben geschenkt, verabredet hatte, sah in dem Augenblicke, als Maria sich von ihm entfernte, daß sie nicht diejenige sei, die er erwartete. Indessen wünschte er zu erfahren, wer gleich ihm in so verstohlener Weise ein Liebesverhältniß unterhielt, und während Maria Wilhelm entgegen eilte, ging er einige Schritte voraus, das Paar, das seine Neugier rege machte, im Auge behaltend. Als er bemerkte, daß dasselbe sich dem Everstenthore zuwandte, ging er weiter voraus, und in den gewölbten Gang desselben tretend, in welchem es stockfinster war, eilte er schnell bis zur Wachtstube, durch deren trübe Fensterscheiben der Schein eines Lichtes fiel, in welchem er die Vorübergehenden zu erkennen hoffte, während er selbst, an die dunkle Wand des Wachtshauses gelehnt, nicht gesehen werden konnte. — Bald nach ihm traten Maria und Wilhelm in den Thorweg, und gleich am Eingange desselben hielt der letztere seine Schritte an.

„Hier laß uns bleiben, Maria,“ sprach er dann mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier völlig ungestört. Sollte Jemand vorübergehen, so brauchen wir uns nur still zu verhalten, und kein menschlich Auge wird uns in dieser Finsterniß erblicken.“

„Nein, nein, nicht hier,“ flüsterte Maria ängstlich, „ich fürchte mich in dieser Finsterniß, laß uns weiter gehen, ich bitte.“

„Du fürchtest Dich?“ fragte Wilhelm verwundert, während er, der Bitte Mariens nachgebend, schon im Weitergehen begriffen war; „was brauchst Du zu fürchten, wenn ich bei Dir bin?“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwurgerichts-Verhandlung in Baiern.

Die nachstehende Criminalgeschichte aus Baiern hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem in Oberndorf verhandelten Schwurgerichtsfalle gegen Thierarzt Mattes von Dürbheim, daher wir sie unsern Lesern mittheilen.

Ein Schwurgerichtsfall, welcher vier Tage lang das Geschwornengericht zu Würzburg beschäftigte, ist wohl nicht allein einer der interessantesten Criminalprozesse, die seit dem Bestehen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Baiern abgeurtheilt wurden, sondern reiht sich den spannendsten Criminalprozessen überhaupt an. Die Anklage, die auf Mord lautet, ist nicht auf Zeugenaussagen, nur auf Anzeigen hin gegründet, die mancherlei Deutungen und Schlussfolgerungen zulassen, und deren Existenz sogar mitunter vom Bertheidiger angefochten wurde.

Ein halbes Hundert Zeugen sitzt auf der Zeugenbank; ein großer Theil des Dorfes, wo die That geschah, hat aufbrechen müssen, um über den geringsten Umstand, über die leiseste Andeutung, die Bezug auf das abzuurtheilende Verbrechen haben könnte, Aufschluß zu geben. Es ist eine tragische Dorfgeschichte (freilich ohne daß die Haupthandlung darin ins gehörige Licht hätte gesetzt werden können), die uns in fast dramatischer Gestalt vorgeführt wird. Der Forstmeister, der Forstamtsactuar, der Herr Stationscommandant, der Lehrer, der Wirth, der Gemeindepfleger, Ortsnachbarn aus allen Ständen des Dorfes, Burschen, Mädchen, Knechte und Mägde, selbst der Hirt und ein alter Waldschütze fehlten nicht, um das Gemälde zu vervollständigen; im Laufe der Aussagen konnte man Blicke in das ganze Leben und Treiben des Dorfes werfen, von der drückenden Herrschaft des vielfach gefaßten Gemeindevorstehers — des Ermordeten — an, bis zu den Gesprächen des Wirthshausstisches, bis zu dem Geplauder der Schnitter und Schnitterinnen, bis zu dem Gerede in der einsamen Stube des Auszüglers, bis zu den verstoßenen Gängen der Wilderer, Alles wurde in öffentlicher Sitzung besprochen. Man gewahrte, wie die Liebe und der Haß auf dem Dorfe sich äusserte, wie man Verlobnisse knüpfte und Verlobnisse trennte, selbst der Leumund der Bauernstuben wurde herübergetragen in die Gerichtsstube, Alles wurde geoffenbart, — nur Eines blieb in Nacht gehüllt, nur Eines blieb unbekannt, und gerade dieses Eine war es, wornach man forschte, wie das Verbrechen geschah, wo er es vollbrachte.

Es war am 19. April 1849, um die Stunde der eben hereinbrechenden Nacht, als der Ortsvorsteher Johann Adam Mench von Waißenbach unweit der Markungsgränze zwischen Waißenbach und Bartmannsroth erschossen gefunden wurde. Adam Mench, wie schon oben angedeutet, ein halber Pascha in seinem Dorfe, ein Mensch, der, wie es schien, sich gern in aller Leute Angelegenheiten mischte und meistens zu ihrem Nachtheile, war Nachmittags in Geschäften nach Böllersleier gegangen und hatte sich bei der beginnenden Abenddämmerung in Bartmannsroth von seinem bisherigen Begleiter, dem Bauern Georg Schneider, getrennt, Schneider nämlich war Geschäfte halber in Bartmannsroth geblieben, während Mench sogleich weiter ging. Eine Viertelstunde, nachdem beide sich getrennt, hatte man einen starken Schuß vernommen. Nachdem noch zwischen 8 und 9 Uhr die Anzeige geschahen, wurden sogleich Wachen an den Ort der That gestellt, die erste Wache hatte Philipp Schneider; in der ersten Morgenstunde hielt Christoph Simon Wache. Am andern Morgen wurde auch der Leichenbefund, sowie die Ortsbeschau beschafft. Mench war an der rechten Seite von einem absolut tödtlichen Schusse getroffen worden. Das Gesicht war blutig und 15—18 Schritte von der Leiche lagen vom Pulverdampf beschmutzte Papierschnitzel, theilweise Stücke aus einem protestantischen Gebetbuche, theilweise aus einer Schrift geschichtlichen oder politischen Inhalts. Ferner fand sich ein, jedoch nicht mit Pulverdampf beschmutztes Stückchen Schreibpapier, auf welchem zu lesen war: $\frac{1}{2}$ Philipp Schne . . . In der Nähe, ungefähr 26 Schritte von dem Leichname, bemerkte man da, wo das Terrain sich etwas erhob, an einem Rain zwei Eindrücke; von dem einen derselben konnte man deutlich wahrnehmen, daß er von einem dort eingesezten Knie herrühre. Bei einem Dornstrauche waren die obersten Spizen etwas abgeknickt, in dem Zwischenraume endlich fanden sich kleine Blutflecken auf dem Boden. Neben dem Raine mehrere Schritte aufwärts war der Eindruck vom Absätze eines Stiefels deutlich eingedrückt, jedoch insofern unvollständig, als nur der Eindruck zweier Nägel auf der rechten Seite wahrnehmbar gewesen, noch erblickte man einige andere Eindrücke von Stiefeln, aber minder deutlich. Endlich waren die Verwundungen im Leichname theilweise durch Schrot, theilweise durch gehacktes Blei verursacht worden.

Nachdem der Mord bekannt geworden, war er natürlich das vielfache Gespräch in Waißenbach und der Umgegend, doch

wußte selbst das Gerücht nicht näheren Aufschluß über den Thäter zu geben, und nur darin waren Alle einig: die That war ein Werk der Rache an dem vielgehaßten Manne.

Unter den Gegnern des Mench war namentlich einer, der, wie das ganze Dorf bekandete, und wie er selbst nicht verhehlte, einen besondern Groll gegen ihn im Herzen trug, sogar ehe er zum Abendmahle ging, konnte er es nicht über sich gewinnen, dieser Feindschaft zu entsagen, wie er selbst dem Pfarrer gestand, und gerade in der jüngsten Zeit vor dem Morde war ein erneuerter Anlaß zur Belebung dieses Hasses gegeben, indem Mench es hintertrieb, daß diesem ein Ansehen gewährt wurde, das er nun anderswo unter drückenderen Bedingungen aufzunehmen genöthigt war. Dieser Mann war Philipp Schneider. Allein als die Kunde von der That in Waißenbach eintraf, war er selbst im Wirthshause; er war schon eine geraume Zeit da, eine viertel, eine halbe, eine ganze Stunde, die Angaben schwanken; er war Nachmittags in Hammelburg gewesen, konnte also von dem Gange Mench's nach Böllersleier füglich nichts wissen. Der Verdacht wendete sich gegen einen Andern, gegen Christoph Simon, den 23jährigen Sohn des Ortsnachbarn Georg Simon, einen Bauernburschen, welcher schon einmal auf Freierrufen gegangen und dem durch Mench's Hinterreiben damals die Partie fehlgeschlug, der nun wieder an's Heirathen dachte und abermals Intriguen Mench's um so mehr zu fürchten hatte, als Mench selbst sich darüber schon geäußert hatte und dieß dem Christoph Simon vielleicht geplaudert seyn konnte. Die Verdachtsgründe gegen Simon mehrten sich, als der Commandant der Gensdarmestation Waißenbach, der Herr Commandant, wie ihn einige Einwohner Waißenbachs nannten, eine große Thätigkeit in dieser Beziehung entfaltete, die auf die kleinsten Umstände Rücksicht nahm. Er nahm Haussuchungen vor, ließ sich die Aeußerungen Simon's in Bezug auf den Gemeindevorsteher von Jedem wieder erzählen, der nur darüber etwas gehört, kurz, las Alles zusammen, was nur irgend Einfluß haben konnte. Allein auch andererseits muß bemerkt werden, er schien darin von der vorgefaßten Ueberzeugung, Simon müsse der Mörder seyn, geleitet zu werden, er ging sogar soweit, in öffentlicher Sitzung diese Behauptung auszusprechen. Simon wurde verhaftet und als Verdachtsgründe gegen Simon erhoben sich folgende:

Eine Feindschaft zwischen ihm und Mench. In dieser Hinsicht wurde bereits erwähnt, daß durch Mench eine frühere Heirathshoffnung Simons sich zerschlug. Kurz vor der That hatte der Angeklagte eine Verbindung mit der Tochter des Schneidermeisters Bornkessel von Böllersleier durch Vermittlung Philipp Schneiders angeknüpft. Sabina Bornkessel, der vom Vater freie Hand gelassen wurde, scheint keine besondere Neigung zu Simon empfunden zu haben; der Weinkauf, d. h. der Tag der Verlobung, war bereits einmal angesezt und dann wieder aufgeschoben worden; die Vermögensverhältnisse des Simon mochten Sabinen nicht ganz genehm seyn. Simon fürchtete den Einfluß Mench's und ließ eine Aeußerung deshalb falschen. In der That hatte Mench bereits Jemand abgeschickt, um die Partie „falsch“ zu machen, d. i. sie zu hintertreiben, doch hatte jene Person, der der Auftrag gegeben worden, ihn nicht ausgerichtet und erst nach der Ermordung des Mench kundgegeben. Einige warnende Worte freilich hatte sie gesagt. Ferner erfuhr man, daß Mench am 18. April einen Streit mit Simon hatte; Mench war an ihm vorübergegangen und hatte gegrüßt, Simon erwiderte den Gruß nicht: Leute, die ihn verkleinern, brauche er nicht zu grüßen, habe er hinzugesetzt, und endlich geäußert, er werde schon einmal mit Mench zusammenkommen. Diese letzte Aeußerung stellt Simon entschieden in Abrede, wie denn überhaupt gefährlichere oder direktere Drohungen von keinem Zeugen im Dorfe bekundet werden konnten. Endlich muß bemerkt werden, daß Vater, Mutter und Schwester des Angeklagten, die Anfangs sich der Zeugenschaft entzogen, in der öffentlichen Sitzung als Entlastungszeugen auf tretend, nicht

allein ausgaben: Christoph habe keinen Haß auf Mensch gehabt, sondern behaupteten sogar, darüber wenig unterrichtet zu seyn, daß Mensch dem ersten Heirathsplan ihres Sohnes entgegen war. Am Nachmittag des 19. ging Simon auf seinen Acker, von dem aus man einen der Wege überschauen konnte, welche von Weizenbach nach Bülkersleier führen. Er hatte, wie eine Zeugin ausagt, Beinkleider und Kamisol von weißer Leinwand an. Um 4 Uhr war er wieder zu Hause, er posselte an seinem Wagen. Von da ab bis halb 9 Uhr haben wir keine anderen Aussagen über seinen Aufenthaltsort, als die des Vaters, der Mutter und Schwester. Diese bekunden denn, in Uebereinstimmung mit Simons eigener Angabe, daß er das Vieh gefüttert, zu Abend gegessen und sich dann um halb 9 Uhr in die obere Stube begeben habe. Ein Hausbewohner bezeugt, er kenne die Tritte Simons und habe gehört, wie er um diese Zeit sich in sein Zimmer verfügt.

Die Anklage, welche auf diese Entlastungszeugen wenig Gewicht legte, besonders auf einen Widerspruch der Schwester Simons während ihrer Deposition aufmerksam machte, wies darauf hin, daß gerade an jenem Abende Simon im Wirthshause fehlte, allein die Vertheidigung machte bemerkbar, daß Simon kein täglicher Gast gewesen, daß er, wie die Entlastungszeugen angaben, früh über Unwohlfeyn geklagt, daß er endlich durch die Arbeit Nachmittags ermüdet worden sei &c. Bei der Haus-suchung fanden sich mehrere verdächtige Gegenstände. Zum erstenmal, als der Stationskommandant Haus-suchung hielt, waren ein Paar Stiefel vorhanden, welche genau in die aufgefundenen Fußspuren zu passen schienen. Später, bei der legalen Haus-suchung, fanden sich diese Stiefel nicht mehr: sie waren unterdessen in Schuhe verwandelt worden und die Nägel waren ausgezogen und andere an anderen Orten eingeschlagen; angeblich waren die Nägel deshalb ausgezogen worden, um die Schuhe der Mutter damit zu beschlagen; die Nägel fand man in einem Kästchen. Endlich paßten in der That die Abzüge genau in die Fußspuren. Die Anklage legte natürlich auf dieses Indicium einen sehr bedeutenden Nachdruck, besonders sah sie dadurch ihren Verdacht bestärkt und vergewissert, daß Christoph Simon durch alle diese Handlungen bezüglich der Stiefel deutlich an den Tag gelegt, er suche den Verdacht des Mordes von sich abzulenken. Die Vertheidigung dagegen erwiederte: die Stiefel seien Marktstiefel; wohl ein Drittel der Stiefel des Orts würde in die Spuren passen. Der Fußdruck könne ja auch daher rühren, weil er bei der Leiche Wacht gestanden. Die Nägel paßten nicht völlig; sie fand das Ausziehen der Nägel natürlich und nicht verdächtig. (Schluß folgt.)

Miscellen.

X Die schnellste Fahrt zwischen Europa und Amerika, welche je von einem Segelschiffe gemacht wurde, ist die des am 27. März in London angekommenen amerikanischen neugebauten Typhoon. Er segelte von Portsmouth (Vereinigte Staaten) bis Liverpool, ohne andere Ladung als Ballast, in der unglaublich kurzen Zeit von vierzehn Tagen.

X Die am 28. Juli d. J. eintretende Sonnenfinsterniß wird wie die im Jahr 1702 eine totale seyn. Das ist nur möglich, wenn sich die Sonne grade in der Sonnenferne und der Mond in der Erdnähe befindet, so daß der scheinbare Durchmesser des Mondes größer als der der Sonne ist. So wird denn um die Mitte vollständige Finsterniß eintreten. Interessant wird es seyn, diese Erscheinung von hohen Bergen zu betrachten, weil man da einen größeren Ueberblick hat. Die noch erleuchteten Stellen der Erde treten um so klarer und schärfer hervor, je dunkler der Standpunkt ist, auf dem man sich befindet. Sieht man, ehe die Sonne ganz verdeckt wird, auf einen noch beleuchteten Gegenstand, etwa auf einen grünen Schirm, so bemerkt man durch die reflectirenden Strahlen eine eigenthümliche wellenförmige Bewegung auf der Oberfläche des

Gegenstandes. Bei einer ähnlichen Sonnenfinsterniß im Jahre 1702 soll man die merkwürdigen Erscheinungen beobachtet haben, daß im Zuge sich befindende Pferde plötzlich stille standen, die Sterne am Himmel sichtbar wurden, die Vögel durch plötzlich eintretende Nacht in Verwirrung gesetzt, ängstlich umherflatterten und ihre Nester aufsuchten, die übrigen Thiere wie beim Erdbeben eine außerordentliche Bangigkeit zeigten, die Ameisen mit ihrer Last in ihrem geschäftigen Laufe gehemmt wurden u. dgl. mehr.

X In Wesel ist eine Maschine angelangt, in welcher die Gewehrfugeln gepreßt, und nicht, wie früher, gegossen worden. Es hat sich herausgestellt, daß mit gepreßten Kugeln, weit sicherer geschossen wird. — Dies wäre zugleich ein Vorbild für Schriftgießereien, ihre Buchstaben hinfort nicht mehr gießen, sondern pressen zu lassen; sie sparten nicht allein die theure Feuerung, sondern kämen auch schneller mit ihren Lieferungen fort, indem sie das Abbrechen, Hobeln, Schleifen u. s. w. der Buchstaben vermeiden und durch das Pressen gleich fertig herstellen könnten.

Maritäten Kästlein.

○ Sparsamkeit eines Theaterdirectors. P...s, ehemals Director des königlichen Theaters in London, war un-gemein ökonomisch. Man erzählt folgenden charakteristischen Zug von ihm: Eines Morgens machte der kleine Mann, der überall die Augen haben wollte, die Runde im Theater und bemerkte eine fast leere Tonne Brennöl. Um sich genau zu überzeugen, wie viel noch darin sei, bog er sich so weit über den Rand, daß er hineinfiel, und da die Tonne sehr groß war, konnte er nicht wieder heraus. Sein Hülfeschrei zog einen Lampenputzer herbei, der ihm aus der Affaire half; aber der sparsame Director bat seinen Befreier, ihn mit den Kleidern an einen Balken über dem Faß zu hängen, damit das an ihm befindliche Öl ablaufe und nicht verloren gehe.

○ George: In'n Morjen, Justav! — Was wird sich denn heute wol vor'n Wetter veroffenbaren? —

Justav: Dieses löst sich durch'n Wetterglas ermessen. (Er zieht eine volle Rummelflasche hervor und betrachtet sie mit prophetischem Blick.)

Bis Mittag: jut und fruchtbar!

Nachmittag: iröse Dürre und fühlender Manjell!

○ Von einem bösen Manne und einem zänkischen Weibe sagte Jemand: „Sie sind Beide so boshast und zänkisch, daß wären sie miteinander verheirathet, das Weib keine Kinder, sondern lauter Zähne und Fingernägel gebären würde.“

○ „Keine Rose ohne Dornen!“ sagte ein sehr bescheidenes Fräulein, als man dasselbe eines Ausschlags am Munde wegen bedauerte.

Räthsel.

Ohn' Anfang, ohn' Ende bin ich geboren,
Als edles symbolum bin ich erkoren,
Für treue Beständigkeit, Liebe und Lust
Mit mir schwellt Entzücken in ahnender Brust.

Logogryph.

Das Ganze steht. Ohne Fuß, wird es gelesen; ohne Kopf, ist es; ohne Fuß und Kopf glüht es; nimmst du ihm aber nur zwei gleiche Stücke aus der Mitte heraus, so trennt es Länder von einander.

Auflösung des Räthsels in No. 28:

Der Sezer.